

Edmund Dorer

Autor(en): **Nussberger, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571839>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Augen, bunte Punkte tanzen und kreisen umeinander. Er verbirgt sein Gesicht in den Händen und wartet, und dann malt er wieder, mit Haß und Angst und Seligkeit, diesen Farbenrausch von blau und gold, von grün und purpur festzuhalten. . . Das alles sah ich in dem Bilde. Die Leute gingen durch den Saal, bewundernde Feinschmecker und solche, die alles verrückt

fanden, und sie nannten diese mit brennendem Leben erfüllte Leinwand ein „Blumenstück“ und meinten: „Ach, Blumenstücke sind uninteressant!“

Die Malerin lächelte und setzte Farbfleck neben Farbfleck, und wir schwiegen und dachten an van Goghs Sonnenblumen . . .

Dramatische Rundschau I.

Die letzte Schauspielersaison des Zürcher Stadttheaters ging schon ihrem Ende entgegen und schien ohne starke Erschütterungen zu ihren Vorgängerinnen hinüberschlummern zu wollen, als die theatermüde Seele des Zuschauers noch einmal in Schwingung gesetzt wurde durch Ereignisse, die verdienen, hier nachträglich registriert zu werden. Ich meine damit nicht die Aufführung eines französischen Schwankes von Semmequin und Böber, der sich „Die Präsidentin“ nennt und von dessen Inhalt mir heute nichts mehr in der Erinnerung haftet, als daß eine Operettendiva als angebliche Frau Gerichtspräsidentin allerlei unmöglichen Schabernack treibt. Worin dieser Schabernack besteht, weiß ich nicht mehr, worüber der Leser so wenig unglücklich sein wird wie ich. Es war Theaterfutter, dessen jede Bühne bedarf, wenn die Tage länger und die Einnahmen kürzer werden. Nein, wichtigere Dinge sind es, die den Blick noch einmal über die theaterlose Zeit hinweg zurückschweifen lassen. Johanna Terwin, die pikante Darstellerin verführerischer Weiblichkeit, erschien zum Gastspiel und gab an drei Abenden die Lulu in Wedekinds gleichnamiger Tragödie. Aus dem „Erdgeist“ und der „Büchse der Pandora“ ist das Drama zusammengestoppelt. Während der „Erdgeist“ auf der Höhe der Situation abbricht, führt die „Pandora“ das Schicksal der Lulu zu Ende. Aber da das Zusammenziehen der beiden Teile die Ausmerzung einiger Szenen sowohl des „Erdgeists“ wie der „Pandora“ notwendig machte, wird der Gang der Handlung unklar. Sprungweise folgen sich die Bilder, das verbindende Element fehlt, was die Auflösung jeder dramatischen Organisation bedeutet. Das arme Blumenmädchen von einst, das später in Glanz und Reichtum über die Leichen so und so vieler Männer kalt lächelnd hinwegschreitet, ist in dem letzten furchtbaren Akt zur jammervollen flehenden Straßendirne herabgesunken und endet unter der Hand Jads des Aufschlagers. Grausen über Grausen! Man möchte an einen Schauerroman denken, wenn nicht die eminente Gestaltungskraft Wedekinds den Dingen den Stempel des Künstlerischen aufdrückte. Weit

erhebender als die Aufführung dieses Dramas voll Dirnen, Akrobaten und Zuhältern war der Versuch, die Savonarola- und Michelangelo-Szenen aus Gobineaus „Renaissance“ auf der Bühne darzustellen. Mit viel Geschick hat der Regisseur Révy die Bearbeitung besorgt. Er behielt sämtliche Savonarolaszenen bei, gab ihnen zum Teil durch Umstellungen und Zusammenziehen eine bühnengerechte Gestalt, schob auch andere Szenen ein, die aber immer mit dem Schicksal Savonarolas im Zusammenhang stehen und so dem Bilde Fülle und Lebendigkeit verliehen. Da das Schicksal des Bruders Girolamo von dessen Auszug aus dem Kloster bis zu seinem Tode wenigstens etappenweise dargestellt ist und die Szenen erfüllt sind vom Atem glühender Leidenschaft, so wurde beinahe der Eindruck eines in sich geschlossenen Dramas erreicht. Nicht so günstig liegen die Dinge beim „Michelangelo“. Hier ist jede Szene auf sich selbst gestellt, und es fehlt das einheitliche Grundmotiv, sodaß eine dramatische Spannung nicht entstehen kann. Aber jedes dieser Bilder, vor allem das poetische Liebesgeplauder Raffaels mit Beatrice und die gleichsam schon über allem Irdischen schwebende Schlusszene zwischen Vittoria und Michelangelo, offenbart die Kraft und Schönheit des Wertes.

Zu diesen beiden bemerkenswerten Ereignissen des Monats Juni kam noch ein Gastspiel Alexander Moissis, der wie alljährlich die letzten Trümpele ausspielte. Er gab auch diesmal den Hamlet und brachte als neue Gabe den Fedja in Tolstois „Der lebende Leichnam“. Sein Hamlet ist bekannt, über seinen Fedja kann ich nicht berichten, da ich verhindert war, dem Gastspiel beizuwohnen.

In freundlicher Erinnerung ist mir aus dieser Zeit eine Aufführung von Leonhard Steiners „Edelwys“ geblieben, das der Dramatische Verein Zürich nach mehrjähriger Pause wieder auf die Bühne brachte. Das flott aufgebaute, humorvolle Lustspiel, wohl eines der erfreulichsten unserer dramatischen Dialektpoesie, gab dem Verein Gelegenheit, eine seiner besten Taten zu vollbringen.

(Fortsetzung folgt).

Edmund Dorer.

Mit dem Bildnis des Dichters.

Erfreulich mehren sich die Monographien über schweizerische Dichter des neunzehnten Jahrhunderts und rücken eine Fortsetzung des Baechtold'schen Literaturwerkes auch in die neueren Zeiten hinein in wünschbare Nähe. Vor wenig Jahren hat Hermann Schollenberger das Lebensbild des aargauischen Staatsmannes und Dichters Edward Dorer-Egloff gezeichnet. Nun folgt diesem eine eingehende Studie über dessen Sohn Edmund Dorer*), der seinerzeit durch die Preisströmung seines Calderongedichtes bei Anlaß der 200. Geburtstagsfeier des spanischen Dramatikers die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich lenkte. Das Verdienst Schollenbergers ist umso größer, als Dorers literarische Arbeiten sonst wenig Beachtung fanden, auch wohl gar nicht zum Druck gelangten, sodaß bei seinem Tode ein ansehnlicher literarischer Nachlaß zum Vorschein kam, aus welchem der Graf Schaf 1893 in den drei Bänden „Nachgelassener Schriften“ nur den kleinsten Teil aushob. Eine Prüfung und Sichtung der hinterlassenen Manuskripte erschien aber umso eher als

Pflicht, je mehr die persönlichen Beziehungen Dorers, zumal diejenigen zu C. F. Meyer, wie sie in dessen Briefen voll warmer Anteilnahme und Anerkennung zutage traten, Interesse für ihn weckten. Nachdem J. B. Widmann und Adolf Böglin abgelehnt, hat sich nun Schollenberger mit Hingebung der verzweigten und mühevollen Arbeit angenommen.

Edmund Dorer gehört nicht unter die literarischen Bahnbrecher. Eine lebenswürdige begeisterungsfähige Natur, stellt er ein an anerkannten Mustern geschultes, formal gewandtes Können gern in den Dienst der Heimat, seiner Freunde und seiner verehrten Dichter, deren große Tage er festlich begehen hilft. So spendet er poetische Beiträge zum Durchstich des Gotthard, zum eidgenössischen Sängerkunst und zum historischen Festzug in Zürich anno 1880. Er findet gewählte Worte an den Jubiläen Goethes, Schillers, Raffaels, Michelangelos, Camoëns' und vieler anderer, wie ihm denn ein solches Gelegenheitsgedicht an der Calderonfeier auch den großen Erfolg seiner dichterischen Laufbahn einbrachte. Wir besitzen von Dorer neben geschmeidigen Uebersetzungen, vorab aus dem Spanischen, zwei selbständige lyrische Publikationen, sein „Wahrheit und Sage“ und die „Bunten Blätter“, die für seine marnig-

*) Dr. H. Schollenberger. Edmund Dorer. Die Persönlichkeit, Sein Leben und Schaffen. Mit Bildnis Dorers. Frauenfeld, Huber & Co., Verlag, 1914.

fachen literarischen Interessen Zeugnis bringen. Zeigt „Wahrheit und Sage“ Dorer im Banne der nordischen Volksdichtung, deren Gestaltung seiner brillanten Formgebung nicht immer rein gelingt, so stehen die „Bunten Blätter“ unter den Nachwirkungen spanischer Reiseindrücke, die für Dorers Geschmack und Interessen entscheidend wurden. Nach Empfang des Buches schreibt ihm C. F. Meyer von Kilchberg über den See hinüber: „Ihre ‚Bunten Blätter‘ habe ich dann in der Sonntagsstille durchgefostet und von der durchsichtigen, oft vollendeten Form und dem edeln heitern Gehalte einen äußerst reinen, angenehmen Eindruck empfangen.“

Seine Reise nach Spanien, die ihn an die großen Stätten historischer Ueberlieferung führte und mit Volk und Dichtung in lebendige Berührung brachte, weckte Dorers Interesse für die spanische Literatur. In diesen Erlebnissen wurzelt eine rege Vermittlerätigkeit, die mit der Herausgabe seines „Cancionero“ anhub und von da bis zu seinem Tode fort dauerte. Im „Cancionero“ und in den „Granatblüten“, die jenem folgten, gab Dorer treffliche Uebersetzungen aus älterer und neuerer spanischer Lyrik. Seine bibliographischen Publikationen aber über die „Lope de Vega-Literatur in Deutschland“, über „Cervantes und seine Werke“, die „Beiträge zur Calderon-Literatur“ und die Schrift „Goethe und Calderon“ legten Zeugnis ab von einer eingehenden Beschäftigung mit den bedeutendsten spanischen Dichtern und begründeten eine Rennerenschaft, die sich den Dank fachwissenschaftlicher Forschung errang und deren Anregungen wir mit die besten Uebersetzungen und Ausgaben Calderons in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts verdanken.

Solcher Mittlerrolle entsprachen ähnliche Bestrebungen für den Italiener Gozzi und für die finnische Volksdichtung,

ohne daß diese je die Bedeutung seiner spanischen Arbeiten erlangt hätten. Neunundfünfzigjährig ist Dorer, der 1831 im aargauischen Baden zur Welt kam, in Dresden einem Magenleiden erlegen, kurz bevor die literarischen Stürme der neunziger Jahre die letzten Reste der Strömung wegfeigten, der Dorer nach Art und Schaffen angehört: der Romantik.

Ihr entspricht seine internationale Mitterschaft, seine Vorliebe für den romanischen Süden und die Volkspoese. Seiner mehr rezeptiven Natur mangelte eine scharfe Erfassung von Menschen und Dingen, sodaß sich seine literarischen Studien im wesentlichen in sammelnden Vorarbeiten erschöpfen, die neidlos in die Hände anderer übergehen, während seine warme und edle Begeisterung ihren reinsten Ausdruck in den Huldigungen seiner Festgedichte findet. Romantisch ist auch die dekorative Rolle seiner formal schönen Kunst wie die Bevorzugung der Formen der Stanze und des Sonetts, die ihm besonders gelingen. Seine reiche Diktion in den Jamben an die Züridscheufer oder in den Trochäen an die aargauische Vaterstadt möchte man einem Einfluß C. F. Meyers zuschreiben, wenn ihre Entstehung nicht auf eine gemeinsame Schulung an ältern Mustern hinwiese. Die Stanzten seines Calderongedichtes sind denen Goethes im „Epilog zu Schillers Glocke“ nachgebildet, wie denn auch der ursprüngliche Schluß an den des Goetheschen Gedichtes anklingt, was möglicherweise die Veranlassung

zu der spätern Umstellung der Strophen gab. So bietet Dorer dem Literarhistoriker, der es nicht nur mit führenden Geistern zu tun hat, sondern auch der Fortwirkung kultureller Ideen und künstlerischer Formen nachgeht, manches Interesse. Schollenbergers Arbeit, deren umfangreiche Aktenbündel und weitreichende Probleme nicht unerhebliche Mühen bargen, verdient begrüßende Anerkennung. Dr. Mag. Außberger, Klosters.



Edmund Dorer (1831-1890).

Vom Lehen und Leihen.

Zwei Briefe an eine Dame von Julius Steingrube, Baltenswil.

Sehr geehrte Frau!

Es hat Sie befremdet und enttäuscht, daß ich Ihren Aufruf zur Schaffung einer Gemeindebibliothek nicht unterschrieben habe. Und Sie bitten mich nun, Ihnen doch zu sagen, aus welchem Grunde ich an diesem gemeinnützigen Werk nicht mitzuhelfen will. Von Herzen gern will ich Ihre Bitte erfüllen, auch auf die Gefahr hin, dadurch bei Ihnen noch mehr als bisher in den Ruf eines Kulturfeindes und Querkopfes zu kommen.

Sie sprachen in Ihrem Aufruf von dem hohen Kulturwert des Buches. Sie sagten, das gute Buch besitze eine große bildende Kraft und darum sei es nötig, dem Volk und besonders der Jugend gute Bücher zugänglich zu machen, und es sei sittliche Pflicht aller Bücherfreunde, an dieser Bildungsarbeit, jeder nach seinem Können und Vermögen, mitzuhelfen. Damit bin ich einverstanden. Nicht einverstanden dagegen bin ich mit dem Weg, den Sie zur Erreichung dieses Zieles einschlagen wollen.

Sie glauben, die Einrichtung einer Gemeindebibliothek sei das beste Mittel zum Zweck. Ich glaube das nicht. Und warum nicht? Nun zunächst, weil nach meiner Meinung alles, was Sie von der Wirkung des Buches sagten, nur von dem Buch als Eigenbesitz gilt. Das geliehene Buch hat keinen Bildungswert; denn es hat keine bildende Kraft. Oder vielmehr, es hat sie wohl, aber sie kann nicht wirksam werden; denn dazu ist es nötig, daß man mit einem Buche lebe, mit ihm lebe wie mit einem vertrauten Menschen. Und das nicht nur ein paar Tage, nein, Wochen, Monate, Jahre. Dann wird es lebendig; dann kann es uns seine Schätze, seine Seele schenken; dann bekommen wir seine bildende Kraft zu spüren.

Aber noch aus einem andern Grunde zweifle ich an dem Bildungswert des geliehenen Buches. Und aus diesem Grunde besonders ist mir alles Bücherleihen und Verleihen in der Seele zuwider.

Und dieser Grund? Ist meine Ueberzeugung, daß durch ge-

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.